JAHRES-BERICHT

über den Zustand der

PRAGER HANDELS-AKADEMIE

während

des Studienjahres 1871—72.

Erstattet

von dem Director

CARL ARENZ.

Inhalt: 1. Bürger, Schiller und Goethe als Lyriker. Von Prof. S. Heller.
2. Die deutsche Reichsgoldmünze und die Rechnung nach Mark und Pfennigen. Von Prof. Dr. Kaulich.
3. Prospect der Specialvorträge zur Heranbildung von Post-, Eisenbahn- und Telegraphen-Beamten und
4. Mittheilungen über das XVI. Studienjahr, 1871—1872 Vom Berichterstatter.

PRAG.
Druck der Actien-Gesellschaft Bohemia.

1872.

G.A. Bürger-Archiv

Bürger, Schiller und Goethe als Lyriker.

Jedes Land und jeder Himmelsstrich bringt nicht nur seine nur ihm angehörigen Pflanzen, Thiere und Menschen hervor: Boden, Luft, Klima und historische Verhältnisse bilden auch, so zu sagen, eine eigenartige Geistesschicht, die in dieser Zusammensetzung nirgends weiter vorkommt. Wie man in der Naturwissenschaft eine Pflanzengeographie kennt und jene Breiten verzeichnet, innerhalb welcher nur Palmen, Orangen u. s. w. vorkommen, so darf man auch von einer Ideengeographie sprechen, von einem bindenden Einfluss der Naturgewalten auf das Gedankenleben der Völker, und gleich den seltsamen Ausbiegungen und Windungen der Linien bei den Isothermen und der magnetischen Influenz auf den verschiedenen Punkten der Weltkarte biegen und winden sich die Ideen auf ihrem Rundgange durch die Erde in den wundersamsten Gestaltungen. Wer die Weltlitteratur zu seinem Studium gemacht, wer die Culturgeschichte nicht nach voreingenommenen Ansichten, sondern in ruhiger Erwägung der Thatsachen, die allmälige Entwickelung und den Fortschritt dieser Ideen betrachtet, der wird finden, dass der letztere bei mancher Nation einen ungewohnten Aufschwung nimmt, während manche andere ihm hartnäckige, nicht weiter zu bewältigende Hemmnisse entgegen stellt. Deutschland möchte man so recht das Land der Ideen nennen, und es wäre der Mühe werth, die Untersuchung streng historisch zu führen, seit wann es dieses im eigentlichen Sinne des Wortes geworden ist. Vielleicht wird man dann jene Periode als die massgebende bezeichnen, in welcher es, vom Meere vollständig abgeschlossen, zu einem Binnenlande geworden ist. Sicher steht wenigstens, dass seit jener Zeit das Ideologische in der deutschen Weise immer schärfer hervortritt, dass zu einer Zeit, wo Portugiesen und Spanier und, in ihrer ruhmreichen Laufbahn ihnen bald nachfolgend, Engländer und Niederländer neue Handelswege und neue Welten aufsuchten und mit Schätzen sich bereicherten, die man nur in Märchen geträumt hatte, Deutschland verhältnissmässig arm und in rührender Einfachheit jene Schätze des Evangeliums hob, die nicht Rost noch Schimmel benagt und seines Herzens Drang auf jene Weise befriedigte, die in der Reformation einen so grossartigen Ausdruck fand.

Und als nach dem mörderischen dreissigjährigen Kriege Deutschland, seiner kostbarsten Provinzen beraubt, bis zur Unbedeutendheit herabsank, seine ehemalige staatliche Grösse kaum noch in der Erinnerung fortlebte und eine beispiellose Sittenverwilderung einriss, als ein Jahrhundert, welches darauf verflossen war, uns so erniedrigt fand, dass der grösste damalige deutsche Fürst es verschmähte, deutsch zu sprechen und zu schreiben: da waren es die Dichter, welche sich um die unter dem erstickenden Wust von Fremdwörtern aussterbende Sprache als um das heiligste Palladium schaarten und, unbekümmert um die arg verfahrene Politik, die Nation wieder von innen heraus zu heben und ihr Selbstbewusstsein und geistige Schwungkraft zu verleihen sich bemühten. Seit jener Zeit ward Deutschland die eigentlich litterarische Nation, ja das Wort Aesthetik wird die Ideengeographie ganz scharf innerhalb der Grenzen Deutschlands einschliessen müssen; was sich davon in andere Länder verloren hat, ist gar nicht der Rede werth. Seit jener Zeit waren wir „die Nation von Denkern", ein Spott-Ehrenname, mit dem unsere galanten Nachbarn uns zu beehren sich beeilten, so oft sie die Absicht hatten, uns etwas am Zeuge zu flicken. Man mag von diesem unserem litterarisch-ästhetischen Charakter denken, was man will, so ist doch so viel unzweifelhaft, dass ohne diese ideale Richtung wir nie auf unsere Befreiungskriege stolz zu sein Ursache hätten, und was Deutschland in dem Jahrhundert von 1740 bis 1840 in der allgemeinen Geschichte Bleibendes geleistet, das wird erst dann wahrhaft gewürdigt werden, wenn die Geschichtschreibung

G.A. Bürger-Archiv

jene Höhe erreicht haben wird, die Buckle und Draper ihr angebahnt haben, wenn sie in Wahrheit und Wirklichkeit eine Ideengeographie und Ideenchromographie geworden sein wird.

Seit einem Menschenalter ungefähr gestaltet sich die deutsche Zukunft in einer ganz abweichenden Weise, die litterarisch-ästhetische Richtung verkümmert immer mehr unter dem mächtigen Fortschritte, ja der zeitweiligen fast ausschliesslichen Geltung der Naturwissenschaft. Und seit der jüngsten Gründung des deutschen Reiches, seit Deutschland einen so hohen, fast schiedsrichterlichen Rang unter den Völkern Europa's einnimmt, seit zu den realen Errungenschaften der national-ökonomischen Einsichten noch eine so ungeheure politische Machtfülle sich gesellt hat, wird jene litterarisch-ästhetische Richtung voraussichtlich ganz verschwinden und einer Entwickelung Raum geben, wie wir etwa sie seit Jahrhunderten so gedeihlich in England vor uns sehen. Sollen wir darum vielleicht jenes kritisch philosophische Jahrhundert vergessen und nicht vielmehr anerkennen, dass es der einzig solide Unterbau war, auf dem sich unser grosses Vaterland einzig und allein zu dauernder Bedeutung und innerlich gediegener sittlicher Kraft erheben konnte? Und würde es sich nicht bitter an uns rächen, wenn wir jemals vergessen könnten, wovon wir ausgegangen sind? Dass es eine geistlebendige Form war, die wir unter unsäglichen Mühen, oft fehlgreifend und nur selten durch reichen Erfolg belohnt aus uns herausgebildet, und die vielleicht zuletzt auch den endlosen Stoff, der uns jetzt von allen Seiten zuströmt, zu beherrschen bestimmt ist? Sei es Demjenigen, der sich wahre Macht ohne wahre innere Würde nun einmal nicht zu denken vermag, immerhin gestattet, die Hoffnung zu hegen, dass wir noch immer nicht mit unserm Latein zu Ende sind, dass jene humanistische Gedanken, wie sie im 15. und 16. Jahrhunderte zuerst auftauchten, wie sie durch Herder zur Humanität, durch Goethe und die beiden Humboldt zum freien Menschenthum geworden sind, noch jetzt gegen das Einreissen materialistischer Verrohung den sichersten Damm bilden, und die Beschäftigung mit ihnen uns Gewähr bleibt, dass wir den Leitstern und den festen Angelpunkt mitten im wirren Drange der Zeit nicht verloren haben, eingedenk des prophetischen Schiller'schen Wortes in den Künstlern, dass alle Entdeckungen und Forschungen der Wissenschaft nur der Kunst als dem Höchsterreichbaren gelten, und dass selbst der Denker seiner Schätze nicht eher froh wird, als bis sie zum Kunstwerke geadelt sind.

Epos und Drama haben sich noch einiges Ansehen bei uns bewahrt; jenes durch seine natürliche Wucht und durch die Wahl moderner Stoffe, oder doch durch die stark moderne Behandlung des Stoffes von Seiten des Dichters (eigentlich beliebt ist es freilich nur in der Zwitterform des Romans), dieses durch die Bühne, welche noch immer ein, wenn auch veraltetes Bestandstück unsrer öffentlichen Geselligkeit geblieben ist. Ganz im Absterben begriffen ist aber die Lyrik. Mit einem wirklichen Gefühl wagt sich gegenwärtig kein Dichter mehr an das Tageslicht. Man dünkt sich jetzt so reich an Wissen und materiellen Gütern, dass man im rauschenden Getümmel der Zerstreuungen die stille Gabe der Muse ganz verschmäht, man hört nur mit halbem Ohr auf den Laut der Empfindung, und höchstens noch ein zierliches Gelegenheitsgedicht, ein beissendes Epigramm, eine witzige, geistreiche Wendung, die man einem Trinkliede zu geben sich weidlich abmüht, lassen ahnen, dass sie überhaupt noch existirt. Unsere Goldschnittpoeten haben dieses traurige Los zum grossen Theil selbst verschuldet, denn mehr herabgekommen als in ihren eben so correcten, als gedanken- und gemüthsarmen Reimen ist die Lyrik noch heute nicht. Jene erste Zeit in Deutschland, von der im Eingange gesprochen werden ist, jenes litterarisch-ästhetische Jahrhundert, das in der Mitte des unsrigen abgelaufen ist, nahm es damit ganz anders. Da war es den Dichtern ein heiliger Ernst mit ihren Gefühlen, und namentlich von Klopstock an datirt das Weihevolle, Grosse und streng Nationale in diesen Bestrebungen. Der Göttinger Dichterbund hat sie zu seinem einzigen Ziele gemacht, und die Namen eines Voss, Fritz Stolberg, Hölty können nur mit Verehrung genannt werden. Mit diesem Bunde nach seinen äusserlichen Beziehungen in innigster Verbindung, wenn auch zu demselben nach seiner Sinnesart durchaus nicht gehörig, erhebt sich dann Bürger — noch heute unvergessen — zu ausserordentlicher Bedeutung, und zwar nur durch seine gewaltige Lyra, als grosser, allgemein anerkannter deutscher Volksdichter, später in dieser Eigenschaft durch Schiller verdrängt, der es bis zum heutigen Tage geblieben ist, während Goethe's überragende Kraft Beiden mit Recht den Rang streitig macht, ohne es indess bis jetzt zu einer erheblichen Popularität gebracht zu haben. Die Berührungen zwischen diesem glänzenden Dreigestirn sind so mannigfach und der Inhalt ihrer Lyrik ein so unerschöpflicher, dass (namentlich bei dem Letzten) hier Alles nur in den Hauptpunkten angedeutet werden kann; eine genaue Ausführung würde den gemessenen Raum eines Programm-Aufsatzes weit überschreiten.

G.A. Bürger-Archiv

G. A. Bürger gehört zu den eigenartigsten, selbstständigsten und bedeutendsten Dichternaturen, die jemals auf deutschem Grund und Boden gewachsen sind, in ihm ist jene seltene Vereinigung von Genius und Wissen, die jenen kräftigt und dieses adelt, ohne dass darum das Vollblut des Poeten durch die leiseste Anwandlung von Reflexion verfälscht oder in seinem raschen Erguss durch die Adern im Entferntesten gehemmt würde. Die liebenswürdigste Bescheidenheit und ein oft Horazisches Bewusstsein paaren sich in ihm zu imposanter Kraftfülle, die, wie sie unwillkürlich aus dem reichen Gemüthe strömt, dem eigenen Geiste als eine höhere Selbstoffenbarung aufgeht. Dabei schafft er nicht in der ersten wilden Gluth und im bacchischen Taumel der Begeisterung. Wie bei seinem römischen Muster herrscht die klarste Besonnenheit mitten in seinem kühnsten Schwunge, er hat die feinsten Gesetze der Sprache ausprobirt und ausgekostet, und wie bei jenem Sybariten, dem ein auf sein Lager gefallenes Rosenblatt den Schlaf raubte, darf nicht ein Athemzug die Harmonie seiner Gesänge trüben; er feilt und modelt, er wählt und verwirft, er häuft Variante auf Variante, bis er das entscheidende Wort, den richtigen Reim, das treffendste Bild gefunden. Was ist das dann aber auch für ein Prachtbau in seinen Versen, wie ungezwungen und gleichsam sich selbst singend und sagend erscheinen diese Strophen! Er erinnert hierin lebhaft an Heinrich Heine, der bekanntlich seine reizendsten Lieder vielfach umgearbeitet und erst nach langem Prüfen und Suchen das Rechte sich angeeignet hat. Er erinnert andererseits wieder an Horaz, der es ja irgendwo ausspricht, wie man dem leichten und graciösen Fluss der besten Verse es am wenigsten ansieht, welche Mühe, welchen Schweiss und welches Wechselfieber von Gluth und Frost sie dem Autor gekostet. Aber G. A. Bürger, kräftiger, gesinnungstüchtiger als Horaz und ohne Spur von der Frivolität Heine's, erreicht das Ideal von Jenem (quod monstror digito praetereuntium Romanae fidicen lyrae) durch die allgemeine Volksliebe und erlaubt sich die tollsten Sprünge des Humors wie dieser ohne die Gesinnungslosigkeit Beider. Er ist ein Mann, ganz Ernst und Charakter, fest auf den eigenen Füssen, einstehend und voll zahlend für jeden seiner Fehler, keine Regung an sich verschweigend, weil er sich keiner einzigen zu schämen hat; diese ehrliche Treuherzigkeit, dieser offene Biedersinn hat ein Recht, uns sein ganzes Innere klar zu entfalten, denn es ist nichts Falsches, keine Krümme und keine Halbheit darin.

Sein ganzes Streben ist darauf gerichtet, populär zu werden; aber die Gebildeten Deutschlands waren damals strebsamer als heute. Man hielt ein Gedicht noch nicht für eine leere Spielerei, die gegen die hohe, nichts weniger als Alles bedeutende Wichtigkeit des Courszettels weit zurücktreten müsse, andrerseits auch nicht für den Ausfluss tiefster philosophischer Speculation, sondern für den klaren Gedanken oder die reine Empfindung einer sangbegabten edeln Seele, und in diesem Sinne ist alles von Bürger populär. Dass er zeitweilig den Bänkelsängerton anstimmte, und zwar nicht nur in ausgesprochenen Scherzen wie im Raub der Europa, sondern auch in einer Menge von Balladen, wird ihm heutzutage Keiner mehr verübeln, der auch nur die Gesänge des Homer mit Geist und Herz gelesen hat. Merkwürdig bleibt es, dass der Kenner und Uebersetzer Homers und Virgils, der Verehrer Horazens und Klopstocks, der Freund fast aller Genossen vom Göttinger Dichterbunde nichts in antiken Strophen hinterlassen hat, hierin Goethe und Schiller vollkommen ähnlich, welche wie Bürger höchstens noch das Distichon cultivirt, sonst aber den Reim und die deutsche Stanze überall vorgezogen haben.

Den obersten Rang in Bürgers Lyrik nimmt die Liebe und zwar seine Liebe ein. Sie ist stark, von kernhafter Sinnlichkeit, von einer Gluth, wie sie nur die Kraft tüchtiger Männlichkeit einzuhauchen im Stande ist. Nur die Alten haben noch so naiv und energisch diesen holden Drang dargestellt; aber sein eigener Busen hegte eine lohende Flamme, die, ihn selbst verzehrend, darin aufsteigt. Alles nach dieser Richtung Gedichtete trägt den Stempel hoher und höchster Vollendung. Da ist vor Allem die götterhafte, wunderbare Nachtfeier der Venus zu nennen, mit einem Zauber, einer Musik der Sprache, einem Glanz der Bilder, einer Pracht der Rhythmen, wie sie Schiller wohl äusserlich erreicht, mit nichten aber jene Zartheit, jenen Schmelz, jene seelische Hingebung an die allbezwingende, Alles in magischen Banden haltende Göttin. Man vergleiche einmal damit Schillers Triumph der Liebe, den er, wie Bürger seine Nachtfeier, als zwanzigjähriger Jüngling gedichtet, und der ganze Unterschied beider Dichter wird sofort klar. Bürger bewegt sich da auf seinem eigensten Gebiete, er schmiedet und hämmert an dem ungefügen Erz der Sprache und entlockt ihm die süssesten herzbestrickenden Töne, stolz wie ein Schwan wiegt er sich auf den schwellenden Fluthen des reinsten Wohllauts. Schiller glättet an seiner Diction ebenfalls, so viel er kann, aber der Witz überrascht ihn mitten in seiner Empfindung (wie in spätern Jahren die Philosophie seine Intuition überholte); auch er bringt uns bis zu einer gewissen Trunkenheit, die aus

G.A. Bürger-Archiv

der Masse von Anspielungen aus dem Reiche der Mythen und aus dem raschen Wechsel der verschiedensten Gemälde entspringt, aber eben dieser rasche Wechsel verräth, dass hier nicht das Gemüth in seiner köstlichen Befriedigung schwelgt, sondern die unruhige Einbildungskraft von Einem zum Andern stürmt und uns blendet, aber nicht wie Bürger gleichmässig und wohlthuend erwärmt.

In Bürgers Liebesgedichten nehmen jedoch die unsterblichen Molly-Lieder unser Hauptinteresse in Anspruch. Keine Nation der Welt, nicht die feurigen Italiener, nicht die leicht- und heissblütigen Franzosen, haben etwas aufzuweisen, was nur im Entferntesten mit diesen kostbaren Perlen deutscher Lyrik zu vergleichen wäre. Die Thränen des grossen Dichters mögen oft auf das Blatt gefallen sein, auf welches er seine Sehnsucht, sein unaussprechliches Glück und Elend, seine Wonne und seine Verzweiflung mit zitternder Hand und in so brennenden Farben malte. Diese Liebe war nach Gesetz und Herkommen eine verbrecherische, er und sie wehrten sich Anfangs dagegen; aber sie war bestimmt, ihm die Dichterkrone, wie in Höllenflammen glühend, auf's Haupt zu drücken, wenn sie auch für kleine Seelen ihm ein unauslöschliches Brandmal auf der Stirne zurückliess. Was sind das für Töne! welche Wahrheit, welche Kraft! In dieser Weise hat die Poesie noch nie das innerste Verlangen ausgesprochen, wird sie es nicht weiter aussprechen. Das erste Aufflackern dieser Leidenschaft, das beiderseitige Widerstreben, das Verzehrende dieses Kampfes, das Sichwiederfinden dieser Liebenden, ihre Seligkeit, Molly's Werth, Molly's Schönheit und Treue, das süsse Kosen, ihre plötzliche Reue, wie sie sich losreissen will, ein Aufschrei seiner ganzen Natur in den Accenten der tiefsten Tragik, ihr Wiederkommen, neue entzückende Lust, ihre Vermählung, wo in hochherrlichen Hymnen der Dichter den Lorbeer der Vollendung sich selbst um die Schläfe windet, und endlich ihr frühzeitiger Tod, sein dumpfes Herumirren, seine schmerzenvolle Klage, seine Verlassenheit — das sind wahrlich ganz andere Lieder und Reime als die wohlgedrechselten Sonette und Canzonen eines Petrarca oder als Schillers unreife Erotik. Nur in den Liederfragmenten der Sappho begegnen uns ähnliche Accente, und einige wenige Elegien des Tibull athmen etwas von dieser Zartheit und Lieblichkeit. Auch sonst feiert Bürger in einer Menge der köstlichsten Gedichte die Macht der Liebe, bald tändelnd und schäkernd, bald innig und fröhlich, bald heiss und schmachtend, bald in ruhiger Betrachtung — immer weiss sein unermüdlicher Pinsel uns mit neuen Gestalten und Phantasien zu berücken, immer der Sprache jenen prometheischen Funken einzuhauchen, der vor ihm unserer gesammten Poesie fehlte. Und auch nach Bürger ist ein Gedicht wie Schön Suschen nicht weiter gemacht worden. Eine solche Harmonie in Wort, Wendung und Gedanken, ein so edler und reiner Rhythmus, eine solche Meisterschaft bei solcher kindlicher Einfachheit ist selbst Goethen nur in den seltensten Fällen gelungen, bei Schiller wird man solche Vorzüge vergebens suchen.

Eine noch tiefer greifende Bedeutung für die deutsche Litteratur hat Bürger durch seine Balladendichtungen. Gehört aber die Balladendichtung in die Lyrik? Ohne der Kritiker Acht und Bann verfallen zu wollen, möchte ich doch darauf aufmerksam machen, dass es mindestens eben so verfehlt wäre, die Ballade ohne Weiteres zum Epos zu machen. Der Sänger von Goethe, des Sängers Fluch von Uhland und hundert andere Romanzen und Balladen haben ein entschieden lyrisches Gepräge. Wenn wir Deutschen uns etwas darauf einbilden, die Aesthetik erfunden zu haben, so hat ein älteres Volk sie praktisch geübt, ohne sie dem Namen nach zu kennen, und so musterhaft geübt, dass eine Berufung auf dasselbe jedenfalls für keinen Eingriff in die Aesthetik wird gelten können. Ich meine natürlich die Griechen, die unter Epos nur das grosse Heldengedicht verstanden wissen wollten in seiner breiten Behaglichkeit, in seiner naiven Objectivität und in seiner selbstlosen Hingabe an den Gegenstand. Dagegen nahmen sie keinen Anstand, die „Balladen" eines Pindar, eines Stesichoros, so mächtige epische Gestalten und Erzählungen in ihren kunstvoll verschlungenen Strophen Raum hatten, unter die Lyrik zu rechnen. Ueberhaupt ist dieses Einreihen in eine allgemeine Nomenclatur für denjenigen, dem Individualisirung das Grundgesetz nicht nur in der litterarischen Beurtheilung, sondern auch im Unterrichte und im Staatsleben zu sein scheint, etwas Schweres, wo nicht Unmögliches. W. v. Humboldt musste ein dickes Buch schreiben, um Goethe's Hermann und Dorothea unter den bis auf dasselbe vorhandenen Epen unterzubringen. Einstweilen gestatte man also auch hier, da die Bürger'schen Balladen entweder einen stark ins Didaktische gehenden Zug haben, oder doch in manchen andern von der Erwähnung seines Ich's nicht ganz frei sind, dieselben in seine lyrische Thätigkeit miteinzubegreifen.

Mit Bürger beginnt die eigentliche Balladenlitteratur, an welcher Deutschland seitdem so reich geworden ist. Die Schöpfung dieser Gattung ist charakteristisch für Bürger und ein Ausfluss seines Strebens nach Volks-

G.A. Bürger-Archiv

thümlichkeit, sie steht in innigem Zusammenhang mit Hamanns und Herders damals zuerst sich Bahn brechenden Ansichten von der Bedeutung der Volkspoesie als des Nervs und Kernes aller wahren Poesie. Percy's Werk the relics of ancient ballads kam damals zuerst in Schwung, und Bürger hat dem Buche nachweislich manches entlehnt, manches daraus bearbeitet. Seine Lenore zündete wie ein Blitz die Gemüther in Deutschland; sie rief wie mit einem Zauberschlage, wie mit jenem Gertenschlage Wilhelms darin, dem sich der Friedhof aufthut, die Geister der Volkssage wach, die tief im deutschen Gemüthe schlummerten und fest darin wurzelten, sie gab den Poeten ein neues unübersehbares Feld grossartiger schaffender Thätigkeit. Allerdings verfällt Bürger oft ins Abenteuerliche, ja in vereinzelten Fällen ins Platte und Rohe, dafür ist er aber wieder ins Volk gedrungen wie Keiner vor und nach ihm. Sachen wie die Lenore, der Kaiser und der Abt, das Lied vom braven Mann, die Weiber von Weinsberg, die Kuh u. a. gehören zu dem Unübertrefflichen, zu dem Eigensten, nicht weiter Nachzuahmenden der Bürger'schen Muse, es sind unvergängliche Kunstwerke. Seine Frau Schwips hat selbst der unerbittliche und hochideale Schiller loben müssen. In diesem Gedichte und in manchem Dutzend anderer gemahnt er lebhaft an Beranger, dessen Edelsinn, dessen Volksherz, dessen Einfachheit, dessen natürliche Verständigkeit und bisweilige Nüchternheit, dessen Melodienreichthum, dessen leichten Versbau, dessen mannhaften Charakter, wie dessen glühende Erotik er theilt, nur dass Bürger bei der stärksten Sinnlichkeit nirgends lüstern oder gar frivol wird, wenn ich etwa Veit Ehrenwort und das wenige diesem Stück Verwandte, das wir von ihm haben, ausnehme, und vielleicht sind auch dies keine eigentlichen Ausnahmen. Seine Frau Schwips gemahnt geradezu an Berangers les deux soeurs de charité, eine classische Humoreske mit zündender Pointe. Bürger war sich dieses seines Berufes auch vollkommen bewusst. Den Kunstphilosophen, welche schon damals anfingen, über Alles, was nicht Tiefe verräth, die Nase zu rümpfen, konnte er mit seinem Schäfer Hans Bendix zurufen: Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt, das hab ich von meiner Frau Mutter geerbt. Er besass den gesunden Mutterwitz, der, ohne zu grübeln, überall den Nagel auf den Kopf traf, das Gute und Rechte dem Volke in lieblichen oder tüchtigen Gestalten, in einfachen aber lichten Gedanken, in ungesuchten aber tiefen Empfindungen vorführte. Hierin ist Bürger noch heute ein nicht erreicht gewordenes Vorbild geblieben.

Auch was er sonst in übermüthiger oder schwermüthiger Laune, in ernster oder tändelnder Stimmung Allgemeines oder Gelegentliches gedichtet, athmet den Duft des unverfälschten Genies. Welch köstlicher Humor in dem Liede an Bacchus oder in der Antwort an Göckingk über das traurige Los des Poeten, welche stille Resignation in den Strophen an F. M., als sie nach London ging, welche Catullische Anmuth, welche Anakreontische Heiterkeit und Leichtigkeit in dem Hummelliede oder in dem an die Bienen. Eine Versification wie die des Dörfchens in ihrer sonnigen Lieblichkeit, in den von den Grazien selber eingegebenen reizenden Bildern hat selbst ein Meister wie Rückert ihm nicht weiter nachzubilden unternommen. Welche Hoheit in der prächtigen, von Schiller übel genug nachgeahmten Männerkeuschheit, und sein Blümchen Wunderhold ist der Preis aller in dieser Manier gedichteten Allegorien. Bürger ist ferner einer unserer ausgezeichnetsten Epigrammatisten. Wie die Goethe'schen haben seine Epigramme zwar nicht die ätzende Schärfe der Schiller'schen Dialektik, aber sie sind oft wirkliche Todtschläger in ihrer vernichtenden Wahrheit und gedrängten Kraft. Ein grosses Gemüth, ein stolzer Mannessinn, eine scharfe Beobachtungsgabe und ein kühner, vorurtheilsloser Geist spricht sich in allen von ihnen aus. Viele sind noch heutigen Tages im Munde aller Gebildeten, wie das von der Lästerzunge, dass es die schlechtesten Früchte nicht sind, an denen die Wespen nagen, oder von dem Hochmuth der Grossen, der sich geben wird, sobald nur erst unsere Kriecherei sich gegeben haben wird. Wie frei und offen spricht er die grossen revolutionären Gedanken aus dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in der markigen Ansprache des Bauers an seinen durchlauchtigen Tyrann aus, und wie kostbar macht er dem Spatz, der sich auf dem Saale gefangen hatte, das Glück der Ungebundenheit an die „Despotenhudelei" begreiflich. Dass er kein Freiheitsfanatiker und blosser Raisonneur war, beweisen seine Lieder an die Franzosen, die nur von ihrer Unabhängigkeit schwatzen, sich aber ihres hohen Glückes unwürdig zeigten. Da ist also nichts von jener Schillerschen bangen Flucht ins Ideal mit dem Motto: „Freiheit lebt nur in dem Land der Träume;" da ist ein strenger, mannhafter, eisenfester, ausdauernder Charakter, den er bis ans Ende seines hartgeprüften Lebens bewährt hat.

Dieses kernige Wesen tritt in seinen litterarischen Fehden überall herrlich hervor, wie z. B. in der prachtvollen Ausforderung an Fritz Stolberg, der mit ihm in einer Uebersetzung der Ilias rivalisirte, oder in seiner schonend-gerechten Beurtheilung des so tief unter ihm stehenden Blumauer, es erscheint aber in seinem

G.A. Bürger-Archiv

vollsten Glanze bei Schillers bekanntem Angriff auf ihn in der allgemeinen Litteraturzeitung vom Jahre 1792. Heutzutage steht es ausser allem Zweifel, dass dieser Angriff, so gut und ehrlich gemeint er von Schillers Seite war, doch eine Tactlosigkeit, wenn nicht gar eine schwere Ungerechtigkeit zu nennen ist. Schiller verkannte nicht nur, in Kant'sche Theoreme tief versenkt, das Wesen wahrer Volksthümlichkeit, er wollte auch gewaltsam und mit frevelmüthigem Dünkel eine so ganz aus sich herausgewachsene Individualität wie die Bürger'sche zerstören und ummodeln, und das Entgegenhalten des saft- und kraftlosen, aber formell correcten Mathisson, als des zu befolgenden Ideals, konnte nur geeignet sein, den erbitterten Dichter noch mehr aufzubringen. Dennoch ist Bürgers Betragen in dieser Angelegenheit von Anfang bis zu Ende ein ehrenhaftes und massvolles gewesen. Die Satire vom Vogel Urselbst, in welcher er Schiller einen kranken Uhu nennt, der aus den Trümmern Troja's herauswinselt, möchte zwar an das Gegentheil denken lassen; man erwäge jedoch, wie gereizt Bürger unmittelbar nach dem Angriffe sein musste; man erwäge, dass Schiller selbst damals auf dem Felde der Lyrik noch wenig oder nichts geleistet hatte und in den Augen des formvollendeten Bürger allerdings als ein Stümper erscheinen mochte, dass die Einwürfe, die Bürger seinerseits gegen Schillers Lied an die Freude machte, nur zu gerecht sind, und dass Schiller ausser der Uebersetzung des zweiten und vierten Buches der Aeneis (daher die oben angeführte spöttische Bezeichnung im Vogel Urselbst) in der That damals noch keine bedeutende Leistung in der Verskunst aufzuweisen hatte. Und krankhaft und pedantisch musste Bürger eine Mahnung erscheinen, die von ihm nichts weniger forderte, als seine eigene Natur zu verleugnen. Man bedenke endlich, dass schon achtzehn Jahre vor Ausbruch dieses Kampfes Bürger in einem sehr launigen Gedichte seinen Widerwillen gegen Mamsell la Regle ausgesprochen, „wenn sie gar zu steif hin und her hofmeistert.“ Aber vielleicht nur wenige Tage nach jener ersten Auslassung im Vogel Urselbst schrieb Bürger die trefflichen Distichen „über die Dichterregel“, in welcher er den Schiller'schen Behauptungen von der Nothwendigkeit der idealen Schönheit und Correctheit eines Gedichts das Motto aus dem Horaz: non satis est, pulchra esse poëmata, dulcia sunto, et quocunque volent animum auditoris agunto entgegensetzt, erst im Allgemeinen „von der schönlich geleckten Form mit dem wässerigen Inhalt“ spricht, dann aber mit den edel anerkennenden Worten schliesst:

Deinem Genius Dank, dass er, o grübelnder Schiller,
Nicht das Regelgebäu, das du erbauet, bewohnt!
Traun! wir hätten alsdann an dir statt Fülle des Reichthums,
Die uns nährt und erquickt, einen gar luftigen Schatz.

Und eine ganze Strophe hat er diesem seinen Todfeinde zu liebe (denn es steht ausser aller Frage, dass Schiller's Kritik ihn tödtlich verletzte; er hat seitdem nichts Frisches und Lebensfreudiges mehr geschaffen und starb arm und elend zwei Jahre nach dem Erscheinen jener Recension) in seinem Blümchen Wunderhold geändert, während er in der Anmerkung zu dieser Aenderung seinen Gegner in wahrhaft classich-biderber Weise abfertigt.

So haben wir in Bürger eine naive hochbegabte Dichternatur kennen gelernt, beschränkt in ihren Fähigkeiten und unfähig, diese ihre Schranken zu verlassen, ohne sich selbst abtrünnig zu werden, ohne mit ihrem innersten Wesen in Widerspruch zn gerathen; aber von grosser Intensität in dem, was innerhalb ihres Leistungsbereiches liegt, durchwegs volksthümlich und schöpferisch auftretend in der volksthümlichsten aller Poesien, in der Ballade und Romanze, überall die ganze Wucht der ganz individuell gearteten Persönlichkeit, und mitunter auch die Mängel und sittlichen Gebrechen dieser Persönlichkeit, wenn auch in der liebenswürdigsten Weise zur Geltung bringend und ihrer Dichtung einverleibend. Seine Lyra hat nur wenige Saiten, aber diese sind auf das Energischeste gespannt und tönen voll aus, bis ein neidisches Geschick sie mitten entzwei bricht und mit einem grellen Misston enden lässt.

Vielleicht dass das Bestreben, dem halbvergessenen Bürger überall gerecht zu werden, die Behandlung seiner Lyrik etwas ausgedehnt hat, desto kürzer werde ich mich bei Schiller und vielleicht ganz kurz bei Goethe fassen können. Denn nur auf das Verhältniss dieser drei Lyriker zu einander und auf ihre umfassende Bedeutung in unserer grössten litterarischen Glanzperiode kommt es hier an, nicht auf einzelne Vorzüglichkeiten oder allgemeine Vorzüge.

Von Schiller, an welchen man bei Bürger immer zunächst denken muss, möchte man im ersten Augenblicke ganz zweifeln, ob er auf den Namen eines Lyrikers im eigentlichen Sinne des Wortes Anspruch hat. Ihm fehlt vom Hause aus jene Unmittelbarkeit, die sich ohne viele Worte in plastischer Kürze und in nackter Einfachheit ausdrückt. Er ist kühn, aber nicht keck, d. h. er vermag es, sich bis zur höchsten Idee, bis zur

G.A. Bürger-Archiv

äussersten Eingebung des Tiefsinns emporzuwagen, er weiss auch der Sprache jenes begeisternde Element einzuhauchen, das den Leser und Hörer einladet, jene reine Aetherluft mit ihm zu theilen. Allein jedes natürliche Gefühl erregt ihm Grauen; bei ihm steht im Vorhinein fest, dass er es in dieser seiner Ursprünglichkeit künstlerisch nicht brauchen, nicht verwerthen kann, und er fragt sich ängstlich, wie weit es abgedämpft und zum Ideal erhoben sein muss, um die rechte dichterische Weihe zu haben. Durch diese Operation des Klärens und Verklärens verliert jedoch dasjenige, was die eigentlich lyrische Wirkung ausmacht, seine ganze Eigenthümlichkeit, und namentlich auf Schiller finden seine eigenen Worte die meiste Anwendung:

Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.

Er selbst hat in seinem Aufsatze über naive und sentimentalische Dichtung sich hierüber die strengste Rechenschaft gegeben, und wenn man die Consequenzen seiner Abhandlung für die Lyrik zieht, so muss man auf das Resultat kommen, dass diese bei dem sentimentalisch angelegten Dichter ein Vorwiegen des Gedankens und der Reflexion, eine Verflüchtigung jeder Gestalt und jedes einfachen Gefühls in Ideen und im besten Falle ein Darstellen des Gegenstandes aus der Idee heraus zur Folge haben müsse, dieses Letztere natürlich erst bei der höchsten Reife und innern Vollendung des Dichters selbst. Der echte Lyriker ist es aber immer, der Gehalt seiner Lyrik mag sich allmälig steigern, die Form muss gleich im Beginn seiner Laufbahn nichts zu wünschen übrig lassen. Sehr bezeichnend bleibt es daher für Schiller, dass er bei der Ausgabe seiner Gedichte sich genöthigt gesehen, dieselben in die der ersten, zweiten und dritten Periode einzutheilen, und auch die flüchtigste Ueberschau derselben muss uns die Ueberzeugung einflössen, dass fast alle der ersten Periode lyrisch so zu sagen ganz unmöglich sind. Die Ueberschwänglichkeiten der Lauraphantasien haben etwas für keinen Geschmack mehr Erträgliches; am Angenehmsten berühren noch die Versuche, gewisse Ideen in Anschauungen zu kleiden, wie: Elysium und Gruppe aus dem Tartarus, Schlacht; wie hereingeschneit ist das Liedchen der Frühling, von dem man behaupten möchte, dass es unmöglich von Schiller stammen könne, so simpel und ungekünstelt spricht sich darin die Freude über die schöne Jahreszeit und über eine glückliche Liebe aus, wogegen „die Blumen" schon etwas von dem einstigen grossen Dichter verrathen Die Leichenphantasie auf den Tod eines Jünglings und ähnliche Auslassungen sind von einem Schwulst und Bombast, der dem Schlimmsten aus der Zeit des Sturms und Dranges an die Seite zu setzen ist. Dass der Triumph der Liebe und Männerwürde blosse Reminiscenzen aus Bürger, wurde bereits des Nähern erwähnt, und die beiden oft haarsträubenden Romanzen die Kindesmörderin und Graf Eberhard der Greiner von Württemberg sind sehr schwache Versuche dieser Gattung, die wahrscheinlich Bürgers grosses Beispiel hervorgerufen hat.

Die Gedichte der zweiten Periode zeigen einerseits vollständig, wie verunglückt jedes Product eines Geistes ausfallen müsse, der sich anstrengt, der mühsamen Betrachtung den Stempel der Unmittelbarkeit und die Frische des Naturlauts zu geben; andererseits weisen sie schon entschieden auf die grosse Sphäre hin, in welcher Schillers Lyrik den weitesten Spielraum zu finden und mustergiltig, ja mit unerreichbarer Macht zu wirken bestimmt war. Ein Gebiet allerdings, welches nur uneigentlich der Poesie angehört, von welchem aber Schiller irgendwo ganz richtig bemerkt, die Aufgabe der Poesie könne darin nur die sein, die tiefsten Gedanken in die möglich klarsten Anschauungen zu verwandeln, ich meine das Lehrgedicht. In der Reihe, wie Schiller die wenigen Gedichte dieser Periode ordnete, hat er mit gutem Fug das Lied an die Freude an den Beginn und das Lehrgedicht die Künstler an das Ende gestellt. Von jenem sagt der Vogel Urselbst zum Uhu:

Denn sieh! als du bei guter Laun' Einst über deinen Dornenzaun Der Göttin Freude nach dich schwangst, Da wurde mir doch etwas Angst.

Und Bürger commentiert dies in Prosa in den Bemerkungen zu Schillers Angriff auf sein Blümchen Wunderhold, dass dieses Blümchen doch zu grosse Unwahrscheinlichkeiten bewirke: „gesetzt aber auch, der Dichter hätte so etwas Abenteuerliches von seiner Bescheidenheit behauptet, so wäre das doch immer noch eine wahre Kleinigkeit gegen die kosmischen Wunderthaten, die er seine Freude, die doch gegen die Bescheidenheit nur eine moralische Untergöttin ist, verrichten lässt:

Sonnen lockt sie in die Räume, Die des Sehers Rohr nicht kennt u. s. w."

In der That kann man bei allem Enthusiasmus für die hohe Stimmung, welche dieser Gesang eingegeben hat, doch nicht umhin zu bemerken, dass die Uebermasse der wie in wollüstiger Trunkenheit durcheinander taumelnden Gedanken und Bilder keine eigentliche reine Empfindung und am wenigsten die Freude aufkommen

G.A. Bürger-Archiv

lässt. Ein zweites grosses Gedicht dieser Periode, die Götter Griechenlands, ist, wenn man will, nur biographisch und culturhistorisch wichtig, denn der lyrische Schwung erlahmt auch hier an der Ueberlast der mythologischen Details; aber freilich ist es nach jener Richtung von ganz besonderem litterarischen Werth, denn es bezeichnet den Process der Ethnisierung von Schillers Weltanschauung, und mit ganz richtigem Instincte erhoben sich Graf Stolberg und Genossen gegen diese glanzvolle Lyrik des Unglaubens und der Entchristlichung der hergebrachten dichterischen Intuitionen. Denn das war kein leeres Spiel mit Worten mehr, wo man unter Luna den Mond und unter Phöbus einfach die Sonne verstand, das war ein Bruch mit dem überweltlichen jüdisch-christlichen Gotte und eine Apotheose des Weltgesetzes selbst, ein Pantheismus auf dichterischem Gebiete, wie ihn auf dem sittlich-philosophischen Spinoza längst festgesetzt, und wie ihn Goethe mit den Worten bekannt hat:

Was wär' ein Gott, der nur von Aussen stiesse,
Im Kreis das All am Finger laufen liesse?

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,

So dass, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermisst.

Wenn auch Schillers Kantianismus ihn später auf eigentlich pantheistische Ideen nicht weiter kommen liess, so beginnt doch mit diesem zwar in der Folge umgearbeiteten, aber in seinem ursprünglichen Charakter nicht mehr zu verändernden Gedichte Schillers eigenartige, jede Beziehung mit irgend einer positiven Religion abbrechende Gedankenlyrik, die gleich der Bürgerschen Naturlyrik so epochemachend für Deutschland geworden ist, und die z. B. uns seine aus dieser Epoche stammende Resignation so populär gemacht hat.

Was wir sonst aus der zweiten Periode von ihm haben, gemahnt entweder an die erste Periode, oder ist doch im Allgemeinen von geringerem Belange, oder beschränkt sich auf blosse in den einzelnen Stanzen mehr oder minder gelungene Uebersetzungen der Virgil'schen Aeneis bis auf das merkwürdige Gedicht die Künstler, das jene Reihe von grössern didaktischen Poesien anfängt, in welchen Schiller, wie in der bald darauf folgenden Reihe von ästhetischen Aufsätzen, seine Ansichten über die Kunst in immer reiferer Form niedergelegt hat. Das Gedicht war bekanntlich ursprünglich doppelt so lang, Schiller hat es auf seines Freundes Körner Rath gekürzt, es enthält aber noch jetzt manche Längen und man könnte einzelne Stellen aufweisen, die Wiederholungen, Dunkelheiten (z. B. „des Mäoniden Harfe stimmt voran") enthalten und den vorhergehenden Gedanken nur sehr gezwungen an den folgenden anknüpfen. Es ist ein Hymnus an die Kunst und ihre Jünger, geschrieben sieben oder acht Jahre nach Erscheinen von Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, und wenn man erwägt, dass die letzte hierher einschlägige so bedeutende Abhandlung Schillers die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes sind, wenn man ferner auf den Gedankengang jener merkwürdigen hundert Paragraphe und auf den der Künstler eingeht, so wird man gerne zugeben, dass diese im Geiste jener gedichtet sind. Wie dort die Offenbarung nur eine verkappte Erziehung, ist hier die Kunst nur die unter sinnlicher Form verhüllte Wahrheit; wie dort das Ziel der Menschheit in die Zeit des dritten rein geistigen Evangeliums gesetzt wird, heisst es in den Künstlern:

Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Und in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,

Wie endlich dort die Offenbarung zuerst den Gedanken an den einigen Gott, dann den eines Jenseits und den sittlichen Adel der Menschheit bringt, so wird hier genau dasselbe den Künstlern nachgerühmt. Die Kunstoffenbarung macht nach Schiller alle andern Offenbarungen entbehrlich. Die Theologie, welche Lessing mit dem Rationalismus identificirte, hat in dieser Schiller'schen Theorie keinen Raum mehr, da ihre Errungenschaften der Kunst beigemessen werden. Aber auch die Philosophie muss von ihrem angemassten Throne steigen, um der Kunst den obersten Rang zu überlassen Das Hauptprincip aller Philosophie, den Gedanken von einem einheitlichen, allen Erscheinungen zum Grunde liegenden Weltgesetze, weist Schiller als ein dem harmonischen Gesetze der Kunst entlehntes Princip auf; was wenigstens bei der Hegel'schen Philosophie vollkommen zutrifft, wie dies Rudolf Haym in seinem Buche über Hegel geistreich auseinander gesetzt hat. Aber auch der Triumph der Kantschen Denkerfreiheit, der kategorische Imperativ, gilt nach Schillers feiner Unterscheidung nicht vor dem Tribunale der Kunst, denn, heisst es in den Künstlern:

Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.

Ja die ganze Arbeit der Philosophie geht eigentlich nur dahin, um, wie man sich heutzutage ausdrückt, den Künstlern ein schätzbares Materiale zu liefern. Schiller sagt zu den Künstlern:

G.A. Bürger-Archiv

Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euern Armen erst sich freu'n,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt sein.

Schiller hat also den zweiten grossen Schritt gethan: er ist ganz Künstler geworden, und glaubt nur als solcher den höchsten, den eigentlichen Beruf der Menschheit zu erfüllen.

Dass dies nur eine poetische Voranstellung seiner Sendung war, dass er sich innerlich noch lange nicht so eins mit sich fühlte, dass gerade um diese Zeit jene heftigen Kämpfe des Historikers, Philosophen und Dichters in ihm begannen, wissen wir nur zu gut. Wenn aber seine Muse einige Jahre lang verstummte, so brach sie später das Schweigen, um desto imposanter und bezwingender hervorzutreten. Da ist dann jeder Zwiespalt abgethan und in unerschöpflicher Fülle wogt ein liederreicher Drang aus dieser wunderbaren Dichterbrust hervor. Jeder Naturlaut ist verbannt für immer, er hat sich auf diesen geweihten Lippen in einen Götterspruch voll der tiefsten Weisheit verwandelt. Diese ist es denn auch, die wir mit durstigem Munde noch heute aus dem ewig erquickenden Borne seiner Poesie trinken, welche er mit edlem Bewusstsein des ganz Eigenartigen derselben die sentimentalische genannt hat. Was Voltaire's fugitives für das witzige, nach Pikanterien jagende Frankreich aus der Zeit der lüsternen Regentschaft waren, das sind seine haarscharfen, bald in die Gebrechen der Zeit und des menschlischen Herzens tief einschneidenden, bald im edelsten Sinne des Wortes lehrhaften Epigramme für das an ihm sich aufbauende Deutschland gewesen. Alle die grossen Lehrgedichte dieser seiner dritten und letzten Periode tragen den Stempel seines hohen Genius darin an sich, dass sie den Lehrsatz in Intuition verwandeln, wie in den vier prachtvollen Gleichnissen von der Macht des Gesanges. Von den zwei kühnsten und umfassendsten Gedichten dieser Gattung, Spaziergang und Reich der Schatten (Ideal und Leben) entrollt das erste unter dem Scheine der Schilderung einer reichen Landschaft die gesammte Geschichte des Menschengeschlechts nach dem weiten Gesichtspunkte des Kampfes von Natur und Cultur, von dem Schiller schon in der Abhandlung über das Erhabene sagt, dass er den eigentlichen Inhalt der sogenannten Welthistorie bildet, und der einstigen Identificirung beider in einem erst zu erobernden Weltalter; das andere liest sich wie ein tiefes Mysterium über die ausserordentliche Kraft, welche dem geheimnissreichsten Moment in der Seele des Dichters und des Künstlers überhaupt innewohnt und welchen wir nicht anders als mit dem Worte Stimmung zu bezeichnen vermögen. Wer mit Schillers Ideengange nicht vertraut ist, der glaubt in den ersten Strophen ganz und gar religiöse Gedanken zu vernehmen, dem der weitere Verlauf des Gedichtes nur zu sehr widerspricht, und unverständlich bleibt dieses merkwürdigste und dunkelste Gedicht für den, welcher nie aus dem Leben, aus der gemeinen Wirklichkeit auf den Boden des Ideals getreten ist; deutlich und von blendender Klarheit ist es aber Jedem, der den Schritt in dieses zauberhafte Jenseits auch nur einmal gethan; denn wer, der ihn einmal gethan, hat es dann für werth gehalten, sich um das Diesseits mehr zu kümmern? Würdigt er es noch eines Blickes, so kann dieser kein anderer sein, als der der tiefsten Verachtung, der souveränen Ironie. Thut es Schiller, so kommt ihm auf einmal der volksthümliche Ton jenes in seine Gedichte wie aus einer andern Welt hineingekommenen oben erwähnten Frühlingsliedes; aber dieser Ton muss von jetzt an nur dazu dienen, sich selbst als das Niedrige, Platte und Gemeine zu expliciren und zu vernichten. Dies geschieht in den Satiren die Weltweisen, der Metaphysiker, Pegasus im Joche, während im Genius, im Glück und im Tanz die idealische Weltanschauung ihre höchsten Triumphe feiert.

Auf dem Gebiete des Drama's hat Schiller dies im Wallenstein in noch grossartigerem Masstabe wiederholt, im Lager nämlich, von welchem benanntermassen Viele wegen seiner merkwürdig realistischen Färbung gar nicht glauben wollten, dass es von Schiller selbst sei, stellt die ganze Wucht und Rohheit der Wirklichkeit sich selbst dar, um sich selbst aufzuheben und auf dem Kothurn der mächtigen Figuren Wallensteins und seiner Umgebung ganz zu verschwinden. Schiller ist aber noch weiter gegangen. Er hat die sogenannte populäre Darstellungsweise nicht nur sich selbst ironisieren lassen, sondern er hat sie in einem seiner wahrhaft volksthümlich gewordenen Gedichte dazu benutzt, den Gedanken seines Spazierganges und manches in seinen ästhetischen Abhandlungen Ausgeführto wirklich und leibhaftig darzustellen. Ich meine das Lied von der Glocke, dessen seltsam verschlungener künstlerischer Aufbau und bei aller Mannigfaltigkeit der Bilder so einfacher Ideengehalt sich überraschend in der einfachsten Diction des Meisters vorträgt, freilich aber auch der Gefahr nicht entgangen ist, dass das Volk nur das „Handwerksmässige" (wie Goethe einmal in den Annalen die Bezeichnung so richtig gewählt hat), den Glanz der einzelnen Lebensgemälde und Beschreibungen erfasst hat, von der eigentlichen Bedeutung des Gedichtes aber keine Ahnung besitzt. Wenn Schiller durch dieses Gedicht, wie durch die Menge seiner

G.A. Bürger-Archiv

Balladen Bürger allmälig verdrängt und dadurch gewissermassen die Doppelkrone des Volks- und Kunstdichters auf seinem Haupte vereinigt hat, so möchten doch namentlich seine Balladen weder nach der einen, noch nach der andern Richtung vollendet zu nennen sein. Da, wo er diese Vollendung wirklich erreicht, wie im Siegesfest, in der Kassandra, in der Klage der Ceres und wohl auch im Eleusischen Fest, ist er auch nie populär geworden. Seine Balladen sind fast durchgängig langathmig, verlieren sich in unnütze Beschreibungen und halten die Probe eines guten Geschmackes auf die Länge nicht aus. Ja ihr Einfluss ist eher ein schädlicher gewesen; denn die Herrschaft der Phrase, durch das Uebergreifen der litterarischen Beschäftigung seitdem in so ausnehmend unheilvoller Weise befördert, wurde durch diese Gedichte, wie durch eine Menge schön versificierter Sentenzen in seinen Dramen zuerst durch Schiller angebahnt, und dies liegt eigentlich viel weniger in der Schiller'schen Phrase, welche immer einen tiefen Sinn birgt und nur im Munde des Haufens verflacht worden ist, als in seinem falschen, in der Recension der Bürger'schen Gedichte ausgesprochenen Principe von der Natur eines angeblich wahren Volksdichters, der die höchste Philosophie und Cultur mit der einfachsten Darstellung vereinigen soll. Solchen Dichtern wird es dann immer begegnen, dass die Menge das gesprochene Wort in ihrem Sinne nehmen, und dass die Verehrung, welche sie dem Dichter in Folge dessen zollt, zum Mindesten eine sehr zweideutige sein wird. Wie soll endlich ein Dichter populär werden, der seiner anfänglichen Begeisterung für Freiheit und Völkerglück in so hohem Grade untreu geworden ist, dass er sich zuletzt in eine Art von künstlerischem Spiess- und Weltbürgerthum flüchtete, und dass diese verkehrten Ansichten über die wahre Bedeutung von Staat und Staatswohl sogar in seinem Lied von der Glocke einen so markanten Platz finden durften? Indessen hat Schiller auch Gedichte, die in der That, wenn sie von jenen überstark gewürzten Balladen nicht in den Hintergrund geschoben worden wären, gewiss der vollsten und verdientesten Popularität genössen. Dahin rechne ich die Erwartung, den Abend, den Pilgrim, die Ideale, die Sehnsuchts- und einige Gesellschaftslieder, die zu dem Herrlichsten und Weihevollsten gehören, was einer Dichterlippe entströmen kann, wie das Punschlied, die Dithyrambe, die vier Weltalter, an die Freunde u. dgl. Die schönsten und tadellosesten Perlen der Schiller'schen Lyrik finden wir jedoch merkwürdiger Weise gar nicht in seiner Gedichtsammlung, sondern in seinen Dramen. Von Thekla's „der Eichwald brauset" oder von „an der Quelle sass der Knabe", das in dem aus dem Französischen übersetzten Parasiten aufgenommen ist, ganz zu schweigen, enthalten nicht nur die Jungfrau von Orleans, der Tell und die Maria Stuart einzelne kostbare lyrische Ausbrüche und Darstellungen, sondern die ganze Braut von Messina ist ein einziges Glanzgewebe einzig schöner lyrischer Gedichte, die, auch aus dem dramatischen Zusammenhange herausgenommen, für sich durch ihre Gedankenkraft nicht minder, wie durch ihre plastische Anschaulichkeit und die Lebendigkeit ihrer Bilder uns wunderbar anmuthen. So hat Schiller noch in den letzten Jahren seines Lebens sein Ideal eines Volksdichters zwar nicht völlig erreicht (welches Ideal liesse sich völlig erreichen? wie bliebe es da noch Ideal?), ist ihm aber schon sehr nahe gekommen. Ohne sein gewaltiges, jede zartere Empfindung zermalmendes Pathos hätte er vielleicht in jener zweiten Jugend, welche jeder echte Geistesmensch feiert, jene Harmlosigkeit und jenes innere Gleichgewicht wieder bekommen, ohne welche die reine Lyrik nicht zu bestehen, nicht gedacht zu werden vermag.

Wenn ich von Bürger's Lyra sagen musste, sie habe nur wenig Saiten, so kann von der Schiller'schen fast behauptet werden, sie sei eigentlich kein wirkliches Gesangesinstrument, sondern mehr ein nach wissenschaftlichen Principien construirtes Monochord zu nennen; denn sie ist nur mit einer Saite bespannt oder vielmehr es klingt nur eine einzige Saite auf dieser Lyra, das hehre Geisterreich, aber freilich klingt alle Mannigfaltigkeit des Lebens an diese Saite an und klingt in ihr wieder und aus ihr heraus. Bang vor jedem Hauche der Sterblichkeit, klingt uns doch aus ihr ewig entgegen:

Werft die Angst des Irdischen von euch, Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben In des Ideales Reich.

War Bürger nur Lyriker und Schiller von Natur nichts weniger als ein solcher, da er es nur auf Umwegen und nur uneigentlich geworden ist, so kann man von Goethe dagegen mit Recht sagen, dass er, Meister in allen Gattungen der Dichtkunst, vom leichten Liedchen bis zum vielbändigen Roman, eine im Grunde rein lyrische Natur gewesen ist, mit der wunderbaren Eigenschaft, jede Stimmung in der entsprechenden Weise zu objectivieren. Was das aber bedeuten will, dass ein menschlicher Geist der helle, nie getrübte Spiegel sei, in welchem nicht nur die Aussenwelt, sondern das ganze unendliche Gemüthsleben ruhig und im frischesten Glanze wiederstrahlt,

G.A. Bürger-Archiv

welche Vollendung, welchen seltenen Verein der höchsten Gaben dies voraussetzte, das hat Bürger selbst in einem Gedichte dargestellt, welches hier vollständig stehen mag, weil es (im September 1779 geschrieben) das merkwürdigste und getreueste Conterfei Goethe's ist, ohne dass Bürger doch, hierin jedenfalls ein grösserer Prophet als in seinem schönen Sonette an A. W. v. Schlegel, Goethen selbst dabei vor Augen hatte; es lautet:

Der grosse Mann.

Es ist ein Ding, das mich verdreusst,
Wenn Schwindel- oder Schmeichelgeist
Gemeines Mass für Grosses preist.

Du, Geist der Wahrheit, sag es an,
Wer ist, wer ist, der grosse Mann,
Der Ruhmverschwendung Acht und Bann?

Der, dem die Gottheit Sinn beschert,
Der Grösse, Bild, Verhalt und Werth
Und aller Wesen Kraft ihn lehrt,

Dess weit umfassender Verstand,
Wie einen Ball die hohle Hand,
Ein ganzes Welt-System umspannt.

Der weiss, was Grosses hie und da,
Zu allen Zeiten, fern und nah,
Und wo, und wann, und wie geschah.

Der Mann, der die Natur vertraut,
Gleichwie ein Bräutigam die Braut,
In ganzer Schönheit nackend schaut.

Und warm an ihres Busens Gluth,
Vermögen stets und Heldenmuth
Und Lieb' und Leben saugend, ruht.

Und nun, was je ein Erdenmann
Für Menschenheil gekonnt und kann,
Wofern er will, desgleichen kann.

Dabei in seiner Zeit und Welt,
Wo sein Beruf ihn hingestellt,
Durch That der Kunst die Wage hält.

Der ist ein Mann, und der ist gross,
Doch ringt sich aus der Erde Schooss
Jahrhundert lang kaum einer los.

Die unterstrichene Strophe findet sich fast buchstäblich und seltsam genug ganz gleichzeitig (auf seiner ersten Schweizer Reise gedichtet) von Goethe selbst, dem wahrhaft grossen Mann, wie er sich höchstens in Jahrhunderten einmal dem Schooss der Erde entringt. In Goethe's Liede auf dem See heisst es:

Und frisches Leben, neues Blut Saug' ich aus dieser Welt, Wie ist Natur so hold und gut, Die mich am Busen hält.

Die Vergleichungspunkte zwischen der Lyrik Bürgers und Goethes bieten sich auch sonst in Massen dar. Beide haben nicht nur gewisse Stoffe gemeinsam (man vergleiche z. B. Christel und Trautel, Wahrer Genuss und die beiden Liebenden, das Lied vom braven Mann und Johanna Sebus, nicht minder darf an das Blümchen Wunderhold und an das Blümlein Wunderschön hier erinnert werden), sondern beide stimmen mit Bewusstsein den Volkston an. Aber freilich auf der andern Seite wieder welch ein Unterschied zwischen Beiden! Bürger ist und bleibt ein Naturkind, weil er bis zu jenen Tiefen der Verinnerlichung und der grossen Bildung überhaupt nicht drang, noch zu dringen vermochte, die Schiller als das unerlässliche Erforderniss für jeden wahren Volksdichter aufstellte; Goethe ist es geblieben, trotzdem er dies oberste Ziel erreichte, und weil er mitten in der Aneignung der ganz unendlichen Wirklichkeit niemals sich selbst verlor. Er verliert sich daher auch in seiner Lyrik nicht, so wenig er selbst darin irgendwo vorkommt; denn das Ich, von welchem darin gesungen wird, ist ein wahres Allerwelts-Ich; wie umgekehrt Schiller, so wenig er das Ich erwähnt, sein persönliches grosses Ich doch am wenigsten los werden kann. Goethe's Lyrik gleicht dem homerischen Epos, in welchem kein Vers, keine Gestalt, keine Situation an die Persönlichkeit des Dichters erinnert, und worin doch, wenn wir dem alten, gewöhnlich dem Herodot beigedruckten libellus de Homero glauben wollen, so Vieles selbst erlebt, ja auf lebende Personen gedichtet sein soll. Darum kann er tändeln, schäkern, klagen, jubeln und verzweifeln: eine eigene Heiterkeit bleibt selbst beim Erschütterndsten in der Seele zurück, wie bei jedem echten Kunstwerke, an welchem alles stoffliche Interesse getilgt ist. Während Bürger nur auf einer gewissen Mittelstelle in der Tonleiter der Empfindungen zu Hause ist, und so wie er sich darüber oder darunter wagt, schwülstig oder platt wird, kann uns Goethe in Mahomets Gesang, im Gesang der Geister über den Wassern, im Prometheus, Ganymed, im Wanderer und in der Zueignung mit Gigantenschritten auf den Gipfeln der Menschheit dahin schreiten lassen, er kann aber mit gleicher Meisterschaft uns in der Walpurgisnacht, in den Musageten und in den Musen und Grazien in der Mark das Groteske, Kleine und Kleinliche in kostbarer Behaglichkeit anschauen lassen. Vermöge seiner geistigen Inferiorität kommt Bürger aus einem gewissen engen Kreise der Empfindung nicht heraus. Liebe, und zwar die kräftige, herrliche Sinnenliebe in ihrer Sehnsucht, in ihrem Taumel und in dem Seufzen um ihren Verlust, Freundschaft, Wein und Mannesbewusstsein sind der Grundton seiner oft prachtvollen Lyrik, auch seine Balladen sind innerhalb ähnlicher Schranken eingeengt. Für Goethe's Genius gibt es dagegen thatsächlich keine Schranke. Alle Höhen, alle Tiefen von Geist und Gemüth sind hier durchmessen und schöpferisch muss die Sprache für jeden neuen Ton, für jeden neuen Gedanken eigens bemeisselt und zu-

G.A. Bürger-Archiv

behauen werden. Man braucht nur seine Balladen und Romanzen anzusehen, man braucht nur Ueberschriften von Gedichten, wie der Sänger, das Veilchen in ihrem fast liederartigen Charakter, und dann wieder die Braut von Corinth, Gott und Bayadere, diese riesenhaften Weltgemälde zu nennen, das neckische Hochzeitlied und den grausigen Todtentanz, um von dem ungeheuern Umfang und der ausserordentlichen Spannkraft dieses Dichterheroen ein Ahnung zu bekommen.

Goethe's Romanzen und Balladen haben in noch ganz anderm Sinne als die Bürger'schen eine neue Epoche für diese Dichtungsart geschaffen; weder die Bürger'schen, noch die Schiller'schen halten mit ihnen eine Vergleichung aus. Jene behalten bei aller Frische und Lebendigkeit immer etwas vom Bänkelsängerton, diese sind fast nur im schleppenden Erzählungstone gehalten und suchen sich immer so zu sagen ein Virtuosenstückchen in der Beschreibung irgend eines Gegenstandes (des Meeres, der Furien, des Theaters, des Drachen u. s. w.) aus. Goethe brachte zuerst die tiefe lyrische Stimmung in die Ballade, eine Stimmung, welche ihren ganzen Aufbau durchdringt (man vergleiche beispielsweise die Ballade vom vertriebenen und zurückgekehrten Grafen mit dem Zauberlehrling, oder der Junggeselle und der Mühlbach mit der Müllerin Verrath), und ihr jene eigene Zartheit, jenen mannigfachen Wechsel der Rhythmen, jenen schimmernden Glanz und jene sternartige Abrundung verleiht, wodurch sie demjenigen unvergesslich bleiben, der sie nur einmal gehört. Vergleicht man die Schiller'sche Lyrik, selbst auf ihrem Höhenpunkte, mit der Goethe'schen, so erscheint sie arm und kümmerlich gegen den schwellenden Reichthum, gegen die überströmende Fülle jener glücklichen Muse, welche, im Besitze des strengsten Wissens und in der Vollkraft, wie in der feinsten, zartesten Reizbarkeit der Empfindung, jedem Eindruck auch den entsprechenden Ausdruck gibt und in einer geradezu endlosen lyrischen Reihe eine ganz mächtige und allumfassende Weltanschauung zur Darstellung bringt.

Als die beiden Endpunkte dieser magischen Kette (wenn man vom Unendlichen Endpunkte angeben kann) möchte ich das unsterbliche „über allen Gipfeln" und „Weltseele" bezeichnen. Das erste nur ein leiser Athem, ein verhaltener Seufzer nach der köstlichen Ruhe, das zweite der erstaunlichste Aufschwung, den die Menschenphantasie nehmen kann, um die Gesammtheit der Wissenschaft und ihrer Errungenschaften, das grosse tiefverschleierte Weltmysterium in einem einzigen grandiosen Hymnus von grazienhafter Hoheit auszutönen. Gerade an diesem denkwürdigen Gedichte zeigt sich aber wieder, wie sehr wir Deutschen unsere Classiker preisen, und wie wenig wir sie lesen und verstehen. Die ganze Darwin'sche Theorie ist nämlich in diesen wenigen und kurzen Strophen vollständig vorgebildet und weiter gebildet, wie sie in der Metamorphose der Pflanzen und Thiere auf das Vollkommenste ausgebildet erscheint; und doch, als die Darwin'schen Abhandlungen zuerst erschienen, welch' ein Staunen! wie der gute Deutsche immer thut, so oft etwas bedeutendes Fremdländisches an ihn herantritt. Und zwischen diesen zwei Gedichten welche Mannigfaltigkeit des Trefflichsten und Erlesensten über den gesammten Kreis menschlicher Intuitionen, menschlicher Intelligenz und des menschlichen Herzens! Mir scheint es vollkommen überflüssig, dies noch im Einzelnen auszuführen. Man vergleiche einmal: „Nähe des Geliebten" mit der fünften römischen Elegie, Prometheus mit dem gleich darneben stehenden Ganymed, Gränzen der Menschheit mit „das Göttliche" — und man wird es kaum zu fassen im Stande sein, wie das nämliche menschliche Wesen so ganz entgegengesetzte Stimmungen zu haben und darzustellen vermag.

Die Goethe'sche Lyra ist ein polyphones Instrument, dessen Diapason einen Grundton abgibt für alle Regungen des Gemüthes, eine Leier, durch deren Saiten der flüsternde Zephyr wie der brausende Sturm der Weltaccorde zieht.

So sehen wir in unserer Nationaldichtung des achtzehnten Jahrhunderts die Gegensätze des Bürger'schen Naturalismus und des Schiller'schen Idealismus sich zum Goethe'schen Weltgesange gestalten. Sie steht vor uns, die herrliche lyrische Muse Deutschlands, mit dem kostbaren Edelgestein, mit den blendendweissen Perlen, mit dem funkelnden Geschmeide, das ihr Bürger an das Ohr gehängt und um den Hals geschlungen, mit dem blitzenden, weithin leuchtenden Diadem, das ihr Schiller aufs Haupt gesetzt, mit dem Zaubergürtel ewiger Jugend und Anmuth, der alle Völker der Erde unwiderstehlich anzieht, und den ihr Goethe's Götterkunst gewoben. Keine Nation der Erde hat ein Höheres, nur wenige ein Gleiches erreicht. Kann es einen sprechenderen Beweis für Deutschlands inneren Beruf geben, die wahre Bildung allenthalben zu verbreiten? Möge Deutschland das nie vergessen, namentlich im Rausche der erst jüngst errungenen Siege und seiner politischen Weltstellung nicht vergessen!

S. Heller.

G.A. Bürger-Archiv